

HELGA BEYERSDÖRFER

Die Nachmittagskinder

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2014 Knaur Paperback

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages RF iStock

Vectors/professorphotoshop

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51459-7

2 4 5 3 1

1

Dreißigster März. Ein Freitag. Frühlingsstrahlen umschmeicheln das Haus, wärmen es, bringen es zum Funkeln, als sei es etwas ganz Besonderes. Nüchtern betrachtet, handelt es sich um ein solide gebautes Walmdachhaus mit sechs Parteien, das die Märzsonne in diesen Minuten des frühen Vormittags zum Blickfang werden lässt in seiner Straße. Einer Seitenstraße, die gesäumt wird von weiteren solide gebauten Häusern und behördlich betreuten Bäumen.

Wie zur Bestätigung fährt soeben ein städtischer Wagen vor. *City treework* steht in grünen Lettern auf dem weißen Untergrund der Fahrtür. Eine Leiter surrt hoch, an Bord des Leiterkorbs ein Arbeiter mit dicken Handschuhen. Sein Blick haftet prüfend an den Ästen der Bäume. Es sind Stadtbäume. Stadtbäume in guter Lage. Jede Stadt verfügt über solche Lagen, und in jeder Stadt sind sie begehrt. Keine erste Lage, aber eine gute. In einer solchen Straße also befindet sich das Haus.

Seine Bewohner preisen die Nähe zur City, die grünen Gärten, die hinter den Häusern aufeinandertreffen und im Sommer eine wahre Augenweide sind, die Ruhe, die einkehrt, wenn an den Wochenenden der Autoverkehr nachlässt. Naturgemäß sind es vor allem die Älteren, die

dergleichen Vorzüge hervorheben. Die Jüngeren und Jungen schätzen vor allem die nahe gelegene U-Bahn-Station, von der aus sie ihre Abstecher in die Bezirke unternehmen, in denen es laut, voll und ein bisschen gefährlich ist.

Im Augenblick, an diesem sonnigen Vormittag, ist keiner von ihnen zu Hause. Es ist die Stunde, in der das Haus durchatmen kann, denn fast alle seine Bewohner haben es verlassen. So kann es seine Poren öffnen, kann ausdünsten, was sich an Gerüchen und Geräuschen an seinen Mauern angeheftet hat.

Könnte das Haus einen Wunsch äußern, so wäre es vielleicht der, dass nicht alle seine Menschen auf einmal zurückkommen mögen und es mit ihren Sorgen und Freuden, Plänen und Nöten, Enttäuschungen und Hoffnungen fast zum Bersten brächten.

Das Haus ist eine Glocke, die Insassen sind der Klöppel, sagt der Dichter. Das Haus kennt keine Dichter, aber genau so ist es.

Der Mann auf der Drehleiter hat ein paar wenige mürbe Zweige von einer Kastanie abgeknipst, die Reste liegen unter ihm auf dem Bürgersteig. Er nickt zufrieden. Der wackere Stadtbaum hält durch. Der Blick des Mannes streift kurz die lichtgelbe Fassade des Hauses, auf der Sonnenflecken tanzen, da surrt schon die Leiter langsam zurück. Unten angekommen, springt er routiniert auf die Plattform des Arbeitswagens und von dort auf die Straße, wo sein Kollege die Astreste einsammelt.

Ein Golffahrer tritt auf die Bremse, hupt, um seinen Protest auszudrücken, wummernde Musik untermalt das Szenario. Eine Radfahrerin ist genötigt abzusteigen, was sie kopfschüttelnd zu der Bemerkung veranlasst, dies sei schließlich ein Radweg.

Die Männer winken ab. Kennen sie schon, so was. Der mit den Handschuhen stupst den anderen wortlos in die Seite. Guck mal, wer da kommt. Wir sehen auch hin und erkennen in der weißhaarigen Gestalt, die zielstrebig, wenn auch etwas gekrümmt, dem gelben Haus zustrebt, die Bewohnerin der ersten Etage links. Sie war schon beim Arzt, um sich ihre wöchentliche Ration Schlaftabletten verschreiben zu lassen. Immer hat sie gut durchschlafen können, neuerdings aber hat sie Probleme damit. Probleme, denkt sie und seufzt bekümmert, aber so leise, dass sie es selbst kaum hört. Das Einkaufswägelchen, das sie hinter sich herzieht und aus dem ein Bund Sellerie herausragt, lässt den Schluss zu, dass sie auf dem Rückweg vom Arzt auch schon einkaufen war.

Als sie die Männer bemerkt, zögert sie kurz, denn sie erinnert sich ebenso wie die beiden an den Vorfall vor einem Jahr an gleicher Stelle, nur gut zwei Stunden später als jetzt. Das ist wichtig festzuhalten, denn daran hatte sich der ganze Ärger entzündet. Kurz nach eins nämlich hatten die beiden ihre lauten Sägen eingeschaltet, um die Bäume zurückzustutzen. In der Mittagszeit! Wo gab es denn so was? Sie hatte die weiße Jacke übergezogen, die ihr Steffen kurz zuvor erst aus der Reinigung geholt hatte – ach, der gute Junge –, und war aus der Wohnung gestürmt, soweit ihre körperlichen Befindlichkeiten noch ein Stürmen zuließen. Und dann hatte sie, ja, das musste sie zugeben, diese beiden Männer wie eine Furie beschimpft und sie aufgefordert, die Arbeiten unverzüglich bis 15 Uhr einzustellen. Mehr noch, sie war einem der beiden so vehement in die Arme gefallen, dass der erschrocken sein Gerät hatte fallen lassen, während der andere oben in seinem Leiterkorb stand, ein wütendes »He, Mittagsruhe war mal« nach unten brüllte und dann ungerührt weiterschrabhte.

Sie war damals unverrichteter Dinge in ihre Wohnung zurückgekehrt und hatte zu allem Überfluss noch feststellen müssen, dass die weiße Jacke einen klebrigen Flecken abbekommen hatte. Das war drei Tage vor Stefens Abreise.

Sie seufzt erneut, und die Männer bemerken ihren Kummer. Verlegen wenden sie sich wieder ihrer Arbeit zu, wobei der eine überlegt, seine alte Mutter endlich mal zu besuchen, während sich der andere zufrieden ausrechnet, dass er bis zum Altsein noch mindestens vierzig Jahre vor sich hat, eine komplette Ewigkeit.

Diesmal also kein Zusammenstoß, die alte Frau geht einen Bogen um die am Boden liegenden Äste, öffnet gleich darauf das Gartentor, schließt es wieder hinter sich und läuft die Gehwegplatten entlang bis zur Eingangstür. Die links daneben angebrachte Klingelanlage weist sechs Namen aus, alle in der gleichen Schrift, fein säuberlich eingelassen hinter Glas. Die Frau fingert etwas umständlich einen Schlüssel aus der Manteltasche und öffnet den Briefkasten. Er ist leer. Wir beobachten sie, wie sie nun den Bügel ihres Einkaufswagens nach unten drückt und ihre zum Glück nicht sonderlich schweren Einkäufe eine Etage hochschleppt, bis sie außer Atem vor ihrer Tür anhält. Auf einem ovalen Messingschild ist in schwarzen Druckbuchstaben der Name BERTHOLD eingraviert.

Frau Berthold also betritt ihre Wohnung, hängt ihre Jacke an der Garderobe im Flur auf, der länglich ist und von dem alle Zimmer der Wohnung abgehen. Auf einem schmalen Tisch unter dem Garderobenspiegel stehen Fotografien in silbernen Rahmen. Frau Berthold nimmt eine davon hoch, und ihre Finger streichen sanft darüber. Steffen, ihr einziges, spätgeborenes Kind. So weit weg. Ihr Mann kommt ihr aus der Küche entgegen. Auch er bekümmert. Bald wird er achtzig. Ohne Steffen.

»Die Jungen müssen heute flexibel sein«, sagt Herr Berthold, »Steffen ist neunundzwanzig, und wenn er als Architekt Erfolg haben will, muss er global agieren.«

Das hat er schon oft gesagt.

Seine Frau drückt das Foto an sich. »Aber muss es gleich Singapur sein? Er fehlt mir so.« Tränen laufen ihr über die Wangen, und Herr Berthold wendet sich ab, um sich den eigenen Schmerz nicht anmerken zu lassen.

An dieser Stelle verlassen wir taktvoll das traurige alte Paar. Wir werden bald wiederkehren. Jetzt aber sind im Treppenhaus von der zweiten Etage her Schritte zu hören, lebendige, junge Schritte, Jolande. Leichtfüßig springt sie die Treppe hinunter, lässt, im Erdgeschoss angekommen, die gläserne Eingangstür rechts liegen und läuft noch weitere fünf Stufen nach unten. Dort aber öffnet sie nicht die Tür, die geradeaus zu den Kellerräumen der Mieter führt, sondern sie biegt nach links ab in einen Miniflur, der an einer mausgrauen Tür endet. Zu deren Schloss hält Jolande in ihrer rechten Faust den passenden Schlüssel bereit.

Die Tür schabt über einen Gebrauchsteppichboden, Jolande tritt ein und rümpft die Nase. Männerschweiß und kalter Rauch, sagt ihr Geruchssinn. Sie reckt sich, um das einzige Fenster des Raumes zu öffnen, das, weil es ein Souterrainfenster ist, erst in Schulterhöhe beginnt, dafür aber fast bis zur Decke reicht. Wie ein Panorama-Seh-schlitz, findet Jolande. Durch das geöffnete Fenster sieht sie hinaus auf die Gehwegplatten und den Ausgang zur Haustür.

Männerschweiß und kalter Rauch ziehen an ihr vorbei davon, ihrem Verursacher hinterher, der vor drei Wochen davonzog. Jolande ist ihm ein- oder zweimal begegnet, wenn er, immer dienstags und donnerstags, kleinere Reparaturen im Haus vornahm und danach hier in diesem

Raum Buch darüber führte. An sein Gesicht kann sie sich nicht erinnern. Irgendwie quadratisch war er, mehr weiß sie nicht oder hat es vergessen. Unwichtig.

Sie sieht sich um. Von der Decke baumelt eine Lampe mit einem angesengten Plastikschild. Der Teppichboden ist trist, aber einigermaßen fleckenfrei, nur ein paar Druckstellen zeichnen sich entlang der Wände ab, vermutlich von Regalen. Vier kreisrunde Dellen deuten darauf hin, dass unter dem Fenster ein Tisch stand. Der nahe- liegendste Platz dafür, findet Jolande, stellt sich breitbeinig in die Mitte des Zimmers und kreuzt zufrieden die Arme.

Was, fragen wir uns, veranlasst die Neunzehnjährige, die vor Gesundheit, Tatkraft und Willensstärke nur so strotzt, gerade hier und gerade jetzt zu so viel demonstrativer Zufriedenheit?

Die Antwort darauf muss warten, denn vom Weg her nähern sich zwei Paar Beine, Kinderbeine. Die dazugehörigen Kinder kann Jolande nur bis zur Hüfte sehen, für das Ganze müsste sie sich dicht unter das Fenster stellen und den Kopf schräg legen. Wozu sollte sie? Sie kennt die Kinder nicht. Ihre Stimmen, die durch das geöffnete Fenster dringen, lassen nicht erkennen, ob sie Jungen oder Mädchen sind. Kinderstimmen eben. Allerdings lassen ihre Schuhe die Vermutung zu, dass der mit den plumpen Stiefeln und den offenstehenden Klettverschlüssen ein Junge ist, während das andere Paar Schuhe erstens kleiner, zweitens sauberer und drittens sorgfältig zugeknotet ist, wahrscheinlich also zu einem Mädchen gehört.

Die beiden bleiben vor der Haustür stehen. Läuten sie? Falls ja, macht jedenfalls niemand auf. Das in den Stiefelklötzen verstaute Paar Füße legt sich auf die Außenkanten. Was nun, scheinen sich die gegeneinander gerichteten Sohlen zu fragen. Nervosität dagegen bei den ordentlich Verschnürten, die auf den Spitzen wippen, wieder zurück zu

den Hacken und dasselbe noch mal. Was tun? Die Kinder wenden sich zum Gehen, überlegen es sich aber anders. Noch einmal läuten, zurücktreten, warten, beratschlagen. Dann der Entschluss. Ein Paar Stiefel mit schlabberndem Klettverschluss schlurft mutig zu dem offenstehenden Souterrainfenster, seitlich der Eingangstür im Sockel eingelassen. Knie beugen sich, Oberschenkel klappen auf Unterschenkel, der Fensterschlitz wird jetzt ausgefüllt von einem Jungen in der Hocke, der eine kleine, runde Brille auf seiner kurzen Nase nach oben schiebt und dessen Augen flehen: Sag mir, was ich tun soll.

Die schlanke Gestalt in der Mitte des dunklen, nackten Zimmers sieht ihn nicht gerade freundlich, aber auch nicht gerade unfreundlich an, jedenfalls nicht so, dass er sich zum schnellen Rückzug veranlasst sähe.

»Ist mein Papa da?«, fragt er hastig.

»Wer?«, fragt Jolande einsilbig zurück.

»Mein Papa. Der wohnt hier. Aber er macht nicht auf. Dabei ist heute Freitag.«

Jolande tritt einen Schritt näher an das Fenster. »Und, was habe ich damit zu tun?«

Das zweite Paar Kinderbeine nähert sich der Szene. Jolande hört ein leises Schluchzen.

»Wie heißt ihr denn?«, hakt sie nach, nun ein wenig milder.

Der Junge deutet auf sich. »Ich heiße Chrissi Petzold, ich gehe in die dritte Klasse, und das«, er deutet hinter sich, »ist meine Schwester Miri, die geht erst in die Zweite. Und heute ist unser Papatag, aber er ist nicht da.«

Jolande nickt und überlegt, wie die Angelegenheit möglichst schnell abzuhaken ist. Mit dem Namen Petzold verbindet sie kein Gesicht, man kennt sich vielleicht vom Sehen, gut möglich, aber mehr muss auch nicht sein. In welcher Wohnung wohnt der eigentlich? Und mit wem?

Mit dieser kurzen Dicken, die manchmal mit Blumentöpfen durchs Treppenhaus läuft? Ist er vielleicht dieser hagere Blässling, ach egal, unwichtig. So oder so, sie hat nicht die leiseste Idee, wo er ist.

»Dann geht halt wieder«, sagt sie deshalb kurz und bündig.

Der Junge, noch immer hockend, stützt seine Ellenbogen auf die Knie und schlägt die Hände vors Gesicht, sodass seine kleine runde Brille schief nach oben rutscht. Er weiß nicht weiter. Wohin soll ich denn gehen, denkt er, mit Miri, die jetzt schon heult. Nach Hause zu Mama geht nicht, die nimmt immer freitags ihre Auszeit. Wir wissen nicht, wo sie steckt. Mama nennt das ihre Privacy, und dann sagt sie immer, ihr habt schließlich noch einen Vater, und bei dem setzt sie uns freitags nach der Schule ab. So wie heute. Nur dass er heute nicht aufmacht. Vielleicht will uns ja keiner von beiden mehr haben.

Er spürt eine Hand auf seinem Arm, die Brille rutscht zurück auf die Nasenspitze. Jolande steht jetzt neben ihm, das Handy schon im Anschlag. Sie führt die beiden hinter in ihr Souterrain, fragt nach Telefonnummern, erhält immerhin die Handynummer der Mutter. Niemand meldet sich, sie spricht auf die Mailbox, bittet um Rückruf. Miri muss mal, Jolande zeigt ihr die Nische, die irgendwann einmal dem Souterrain abgerungen wurde für einen wenn auch engen Toilettenraum.

Der Rückruf kommt nicht. Jolande ruft den Pizzadienst an. Zwanzig Minuten später sitzen sie zu dritt im Schneidersitz auf dem Teppichboden, essen Pizza Margherita aus der Pappe und trinken Cola aus der Flasche. Miri hat aufgehört zu weinen, und Chrissi liebt Pizza sowieso. Dennoch ertappen wir ihn dabei, wie sein Blick während des Kauens immer wieder zum Fenster hinwandert.

Ein Mann mit einer ollen Plastiktasche in Übergröße verteilt Werbung oder Gratiszeitungen in die Briefkästen und verdrückt sich schnell, als eine Frau mit eiligem Tack-tack heranstöckelt. In der Hand hält sie einen Sack Katzenstreu, der ihr gegen ihre dünnen Beine schlägt, als sie ungestüm die Tür aufstößt und sich zwischen die zwei Alten schiebt, die ihr entgegenkommen. Herr und Frau Berthold weichen ihr erschrocken aus. Vor der Tür bleiben sie suchend stehen. Von irgendwoher haben sie Stimmen gehört. Frau Berthold deutet auf das Souterrainfenster. Sie muss nicht aussprechen, was sie denkt, ihr Mann weiß es auch so. Den Hausmeister haben sie nun auch wegrationalisiert, nun gibt es überhaupt niemanden mehr, der uns hin und wieder zur Hand geht. Steffen ist weit weg, wer weiß, was noch kommt.

»Da renovieren sie wohl«, bemerkt Frau Berthold und hakt sich unter, während Herr Berthold sorgsam darauf bedacht ist, das Paket nicht fallen zu lassen, das er sich unter den Arm geklemmt hat und das die weite Reise nach Singapur antreten wird, um Steffen ein paar Grüße aus der Heimat zu schicken. Dauerwurst zum Beispiel und gutes deutsches Brot aus reinem Sauerteig.

Im Souterrain ist die Pizza fast alle und die Cola auch, als sich endlich wieder Schritte nähern. Vertraute Schritte. Die Kinder springen auf, laufen nach oben und klammern sich an zwei Hosenbeine. Jolande schlurft ihnen hinterher. Tatsächlich, der hagere Blässling. Sobald er die Situation begriffen hat, zückt er seine Börse, fragt: »Was bin ich Ihnen schuldig?«, und hält ihr zwei Zehner vor die Nase wie einem Kaninchen die Möhren.

In dem erleichterten Geplapper der Kinder gehen die mageren Worte des Blässlings fast unter. Brocken wie Stau, Autobahn, Stress und Auslagen immerhin landen

bei Jolande. Die hat zwar keine zwanzig Euro ausgegeben, greift aber doch die zwei Scheine, mit denen er vor ihrer Nase wedelt, als wollte er sagen, nun nimm schon, dann sind wir quitt und fertig. Jolande verspürt den Hauch einer Idee, aber sie verweht so schnell, wie sie gekommen ist. Noch weiß Jolande nicht, dass sie ihr bald wieder begegnen wird.

2

Am frühen Abend desselben Tages ärgert sich die neue Mieterin der zweiten Etage rechts beim Nachhausekommen über allerlei Krimskrams, der, in Kisten und Körben verpackt, vor der gegenüberliegenden Wohnung steht und das Treppenhaus verschandelt. Das geht ja gut los, denkt die neue Mieterin, man stelle sich nur vor, man bekäme Besuch und der fände einen solchen Saustall vor, sie wird einschreiten müssen, wenn dieses Zeug nicht baldigst entfernt wird.

Wütend schließt sie ihre Tür auf, selbst der Anblick des zierlichen Louis-Quatorze-Tisches, den sie kürzlich bei einer Auktion ersteigert hat und der seither ihr Entree schmückt, kann ihre schlechte Stimmung nicht aufhellen. Gegenüber tut sich etwas, sie hört das. Ein Blick durch den Spion entlarvt den Verursacher des Chaos: Das junge Ding von gegenüber wuchtet gerade eben einen Monitor vor die Tür. Die kenne ich doch, denkt die neue Mieterin, die ist mir schon ein paar Mal im Treppenhaus entgegengehüpft, ohne die mindesten Anstalten zu machen, mir auszuweichen.

»Jonas«, ruft sie hinüber ins Arbeitszimmer, wo sie ihren ebenfalls neuen Lebensgefährten vermutet. Seit sein bislang beispielloser beruflicher Aufstieg als Investment-

banker in direktem Zusammenhang mit dem beispiellosen Zusammenbruch der Weltfinanzen ein abruptes Ende gefunden hat, vergräbt er sich hinter seinem Schreibtisch, um sein neues Leben als freier Unternehmensberater zu planen. Seither verbraucht er viel weniger Gel und noch viel weniger weiße Hemden. Er vernachlässigt sich ein wenig, findet die neue Mieterin, was ihn Aura kostet und sie allmählich zweifeln lässt, ob es überhaupt lohnt, das bislang unbeschriebene weiße Schild neben der Klingel mit beider Namen zu beschriften.

»Jonas«, ruft sie wieder, »seit wann häuft diese Pute von gegenüber ihren Unrat vor der Tür an, und wieso bist du nicht eingeschritten?«

Jonas hebt nur müde den Kopf, seine schwingvollen Lippen ziehen sich nach unten. Man behellige ihn nicht mit solchem Kinderkram, er hat wichtigere Probleme, muss sich wieder in Schwung bringen, muss neue Herausforderungen finden, wie er bei jeder Gelegenheit gebetsmühlengleich und selbstverständlich lässig betont.

»Jonas.«

»Ich weiß, wie ich heiße«, keilt er zurück und schiebt die Mahnung für das nagelneue Badezimmer zur Seite. Zwölftausend Euro, weil die gnädige Frau das vorhandene altmodische und absolut geschmacklose Bad nicht einen Tag hätte ertragen können und auf Abriss bestand. Herausreißen – in einer Mietwohnung.

Sie steht jetzt bebend vor seinem Schreibtisch.

»Hörst du mir überhaupt zu?«

Nein, tut er nicht. Will er nicht. Wie aus einer anderen Welt kommt sie ihm plötzlich vor mit ihrem Armani-Gucci-Valentino-Zubehör samt ihrer kunstvoll lässigen Einhunderteurofrisur. Irgendwie ist das alles aus der Vorcrash-Ära. Sie ist noch nicht auf dem harten Boden der Tatsachen angekommen, die gute Petra, und das Schlimme

ist, sie scheint es nicht zu merken. Er starrt sie an, und als sie ein viertes Mal seinen Namen ruft, explodiert er.

Jolande setzt gerade ihren Drucker neben dem Monitor ab, als sie erregte Stimmen aus der Wohnung gegenüber hört. Sie bleibt einen Moment reglos stehen. Seit fünf Jahren wohnt sie schon mit ihrer Mutter hier, nie hat sie Stimmen aus dieser Wohnung gehört. Erst jetzt fällt ihr das auf. Wer hat da eigentlich gewohnt, bevor plötzlich Handwerker ein und aus gingen? Sie zuckt die Schultern. Unwichtig.

Die streitenden Stimmen werden lauter. Gleichzeitig poltern von unten Jolandes Umzugshelfer heran. Uli, Sven und Timur sind mit ihr im Leistungskurs Geschichte und befinden sich wie sie in Warteposition zwischen schriftlicher und mündlicher Abiturprüfung. Zwei Stunden lang haben die drei unter Jolandes sachkundiger Anleitung fast alles ins Souterrain gebracht und an den richtigen Platz gerückt, was nach Jolandes Ansicht in ihr kombiniertes Arbeits-Feier-Aufenthalts-Zimmer gehört. Die Ladung, die noch vor der Tür steht, schaffen sie zu viert leicht in einem Rutsch. Die drei Freunde bepacken sich bis zum Kinn, dann beginnt der letzte Abstieg. Jolande folgt ihnen mit drei übereinandergestapelten Körben vor dem Bauch. Der Streit in der Wohnung gegenüber nimmt Fahrt auf. Die schenken sich nix, denkt Jolande und wendet sich ab.

Später am Abend erkennen wir, warum Jolande am Vormittag so demonstrativ zufrieden in der Mitte des kahlen, dunklen Raums mit dem schulterhohen Fenster-schlitz verharrte.

Nachdem alles an seinem Platz steht, Computer und Drucker angeschlossen sind und eine Schreibtischlampe solides Licht liefert, sitzen die vier auf dem Teppichboden

und stoßen mit Bier aus der Flasche auf die vollbrachte Tat an.

»Mein erstes Eigenes«, sagt Jolande erschöpft, aber glücklich, »hier darf nur rein, wer zugelassen ist. Das gilt auch und vor allem für meine Mutter.«

»Und wie willst du die achtzig Euro Miete aufbringen?«, fragt Sven.

»Jobben«, antwortet Jolande. Wie genau, das weiß sie selbst noch nicht. Nur dass sie die achtzig Euro jeden Monat stemmen muss, das weiß sie. So hat sie es mit ihrer Mutter ausgemacht, so will sie es selbst.

Es wird sich finden, denkt Jolande. Im Internet oder sonst wie. »Immerhin habe ich heute schon zehn Euro Reingewinn gemacht«, ergänzt sie lachend. Den Hauch einer Idee erwähnt sie nicht. Ist ja auch nur ein Hauch.

Es ist fast Mitternacht, als sie ihre kleine Party beenden. Jolande steigt in die zweite Etage hoch, um ein Bad zu nehmen und schlafen zu gehen. Unterwegs stolpert sie über ein Paar verschrammte Kinderstiefel, die vor der Tür im Parterre rechts stehen. Chrissi und Miri sind um diese Zeit schon längst vor dem laufenden Fernseher eingeschlafen. Ihr Vater wird in wenigen Minuten seinen Laptop zuklappen und die Kinder zu ihrem provisorischen Nachtlager auf der Bettcouch tragen.

Vor der Wohnung gegenüber flankieren zwei lila blühende Primeln die Eingangstür. Die kleine Dicke, denkt Jolande und grinst. Die hat ein Kind? Seit wann? Es ist eindeutig Babygeschrei, das aus der Wohnung dringt. Jolande zuckt die Schultern und nimmt die nächsten Stufen.

Die alte Frau Berthold aus der ersten Etage hat bereits ihre Schlaftabletten genommen und sich zurückgezogen, Herr Berthold aber steht in sich versunken am Fenster und sieht in die Nacht hinaus.

Auch in der Wohnung der Katzenbesitzerin bleibt es still. Nicht so in der zweiten Etage, die von wütenden Wortgefechten beschallt wird. Der Fernseher auf voller Dröhnung, denkt Jolande, die spinnen wohl. Oder zoffen die sich immer noch? Kann doch nicht sein. Endlich, eine Pause. Sie ist gerade im Begriff, ihre Tür aufzuschließen, als sie ein Poltern und Klirren hört, dann einen spitzen Schrei, dann nichts mehr. Sie bleibt zögernd stehen, lauscht. Nichts. Also haben sie endlich die Glotze ausgemacht. Oder leise gestellt. Was auch immer. Egal. Sie braucht ein Bad und ein Bett. Für heute war's das.

Ruth, Jolandes Mutter, merkt nicht, dass ihre Tochter die Wohnung betritt. Gedankenverloren hockt sie auf dem Fußboden vor Jolandes Bett, um sich herum das Chaos eines in seine Bestandteile zerpfückten Zimmers, auf dem Schoß einen verstaubten Karton mit Fotos. Fotos aus der vordigitalen Zeit. Fotos, die nicht als ungesichtete Masse in irgendeine Datei hineingerotzt wurden, um dort dem Verdämmern preisgegeben zu sein. Fotos zum Anfassen, denkt Ruth, seit Jahren sind keine neuen hinzugekommen, das Erinnern und das Besinnen zersetzen sich im Säurebad von digitalen Ordnern. Laut sagen würde sie das nicht. Altmodisch, rückwärtsgewandt, würden sofort alle kontern. Dem will sich Ruth nicht aussetzen. Sie ist neunundvierzig, da ist man schnell abgestempelt und abgemeldet. Ruth strafft den Rücken, sie muss sich gegen die lähmende Müdigkeit stemmen, die sie zunehmend befällt, seit Jolande immer abweisender und sie selbst immer unkenntlicher wird.

Die Fotos auf ihrem Schoß zeigen Jolande als Baby, als Vorschulkind mit Zahnlücke, bei der Einschulung mit den Großeltern, mit vierzehn während einer Klassenfahrt. Das war ein knappes Jahr nach der Scheidung und kurz

bevor sie hierhergezogen sind, weit weg von den Großeltern und noch viel weiter weg von Jolandes Vater, der mit einer neuen Frau ein neues Leben begonnen hat – in San Francisco.

»Na, was Interessantes gefunden?«, schnarrt Jolande.

Ruth steht steifbeinig auf. Sie will sich nicht provozieren lassen, hält ihrer Tochter den Karton hin, zieht wahllos ein Foto heraus, lächelt.

»Guck mal, du als Schneeflöckchen beim Fasching. Acht warst du damals. Weißt du noch?«

Jolande sieht nur flüchtig hin, sie vermisst ihren iPod, irgendwo hier muss er rumliegen. Ruths Hand sinkt nach unten. Ich bin durchsichtiger als Luft, denkt sie und versucht, sich auf das Nächstliegende zu konzentrieren.

»Jetzt, wo der ganze übrige Kram draußen ist, können wir dir hier ein richtig schickes, gemütliches Schlafzimmer herrichten.«

Jolande reagiert ungehalten. »Mama, lass das meine Sache sein, halt dich einfach raus. Okay?«

Ruth geht langsam zur Tür, den Karton mit den Fotos lässt sie auf einem Stuhl zurück. Auf der Schwelle dreht sie sich noch einmal um.

»Nein, okay ist das nicht. Es ist nicht okay für mich, von dir seit drei Jahren wie eine Schmeißfliege behandelt zu werden. Es ist nicht okay für mich, dass ich dafür Sorge, dass wir gut leben können, ich aber immer nur Forderungen höre. Und Kritik sowieso. Es ist nicht okay für mich, dass ich niemals Zustimmung, geschweige denn Zuneigung von dir erfahre, dass ich, egal wie ich es anstelle, zurückgewiesen werde.«

Sie sieht Jolandes zerstreuten, noch immer suchenden Blick, schließt leise die Tür hinter sich und atmet tief aus. Lächelt sie? Ja, tatsächlich. Ruth lächelt. Jolande kann das nicht sehen. Aber wir. Und so sind wir, anders als Jolande,

vorgewarnt, dass etwas vorgegangen ist mit Ruth, als sie die Tür hinter sich schloss. Ein Beleg dafür ist, dass sie nun zur Küche läuft, den trockenen Pfälzer aus dem Kühlschrank nimmt und mit sich selbst anstößt.

»Was wird das denn.« Jolande steht unverhofft in der Küche, immer noch auf der Suche nach ihrem iPod und nach etwas Essbarem.

»Du trinkst doch nicht etwa heimlich? Ich habe übrigens Hunger. Haben wir irgendwas Gescheites da?« Sie entdeckt den iPod neben der Kaffeemaschine. »Warum sagst du mir denn nicht, dass der hier liegt.«

Ruth genehmigt sich ein zweites Glas und lehnt sich gelassen gegen die Spüle.

»Zu deiner ersten Frage lautet die Antwort: Nein. Zur zweiten Frage: Schau halt nach. Zur letzten Bemerkung: Ich bin nicht dein Suchhund.«

»Tatsächlich«, kontert Jolande spitz.

»Tatsächlich«, entgegnet Ruth und wundert sich selbst über ihre neu gewonnene Gelassenheit. Komisch, denkt sie. Das Gleiche denkt auch Jolande.